

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Wenn die Fakten sich ändern« ist das Vermächtnis eines großen Denkers: zeitlos, weise und schonungslos offen. Die Texte dokumentieren die Entwicklung von Tony Judts Denkweise und die bemerkenswerte Beständigkeit seines leidenschaftlichen Engagements sowie seine intellektuelle Energie. Judt brachte Geschichte und Gegenwart zusammen wie kaum ein anderer Denker seiner Zeit. Mit seiner Arbeit wollte er dazu anleiten, die Welt zu sehen wie sie war, wie sie ist und wie sie sein könnte.

Tony Judt, geboren 1948, studierte in Cambridge und Paris und lehrte in Cambridge, Oxford und Berkeley. Seit 1995 war er Erich-Maria-Remarque-Professor für Europäische Studien in New York. Er starb am 6. August 2010 in New York. Er war Mitglied der Royal Historical Society, der American Academy of Arts and Sciences und der John Simon Guggenheim Memorial Foundation. Seine »Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart« gilt als Klassiker der Geschichtsschreibung. Im Fischer Taschenbuch ist ebenfalls lieferbar: »Das vergessene 20. Jahrhundert«.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Tony Judt
Herausgegeben von Jennifer Homans

Wenn sich die Fakten ändern

Essays 1995–2010

Aus dem Englischen
von Matthias Fienbork

Mit einem Vorwort
von Jennifer Homans

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juli 2019

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »When the Facts Change. Essays 1995–2010«
im Verlag Penguin Press, Penguin Group (USA), New York
© 2015 by The Estate of Tony Judt
© 2015 Introduction by Jennifer Homans

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03613-4

Erster Teil

1989 – Unser Zeitalter

1**Immer weiter bergab**

Unter Historikern in der englischsprachigen Welt gibt es eine »Hobsbawm-Generation«. Es sind dies Männer und Frauen, die irgendwann in den »langen 1960ern«, also zwischen 1959 und 1975, ihr Studium aufnahmen und deren Interesse an der jüngsten Vergangenheit entscheidend geprägt wurde durch die Arbeiten Eric Hobsbawms, wie sehr sie sich von vielen seiner Thesen inzwischen auch entfernt haben mögen. In diesen Jahren veröffentlichte Hobsbawm eine Fülle einflussreicher Arbeiten: *Die Sozialrebellen*, erschienen 1959, machte junge Studenten mit einer Welt bäuerlicher Aufstände in Europa und anderswo bekannt, die uns inzwischen sehr viel vertrauter geworden ist, nicht zuletzt dank der Untersuchungen von Wissenschaftlern, die sich von Hobsbawms schmalem Band inspirieren ließen. In *Labouring Men* (1964), *Industry and Empire*, 1968 (dt. *Industrie und Empire*) und *Captain Swing* (1969, mit George Rude) wurde die Wirtschaftsgeschichte Großbritanniens und die Geschichte der britischen Arbeiterbewegung in völlig neuem Licht dargestellt. Diese Werke, die an eine fast vergessene Tradition radikaler britischer Geschichtsschreibung anknüpften und zu neuen Studien über die Lebensbedingungen von Handwerkern und Arbeitern anregten, zeichneten sich durch enormen Kenntnisreichtum und ein hohes intellektuelles Niveau aus.

Wenn die Thesen dieser Bücher inzwischen konventionell anmuten, dann nur deswegen, weil man sich heute kaum noch vorstellen kann, wie die Forschung auf diesem Gebiet vor Hobsbawm aussah. Weder revisionistisches Sperrfeuer noch modische Besserwisserei kann an der enormen Bedeutung seiner Arbeiten etwas ändern.

Sein wichtigster Beitrag zu unserem Geschichtsverständnis ist jedoch seine große Trilogie über das »lange neunzehnte Jahrhundert« von 1789 bis 1914, deren erster Band (*Europäische Revolutionen von 1789 bis 1848*) 1962 erschien. Welchen Einfluss dieses Werk hatte, lässt sich kaum er-

messen, eben weil es so untrennbar mit unserem Bild von dieser Epoche verknüpft ist, dass alle später erschienenen Arbeiten sich unbewusst darauf stützen oder es verwerfen. Hobsbawms Blick auf dieses Zeitalter als eine Epoche sozialer Unruhen, beherrscht vom Aufstieg des Bürgertums, wurde schließlich die »konventionelle« Interpretation, die nun kontinuierlich kritisiert und revidiert wird. 1975 folgte der zweite Band, *Die Blütezeit des Kapitals 1848–1875*, eine meisterhafte, ungeheuer materialreiche Studie über die mittleren Jahre des letzten Jahrhunderts. Dieses Buch, in dem die mannigfaltigen Transformationen der Welt untersucht und in einem überzeugenden historischen Narrativ zusammengefasst werden, halte ich noch immer für Hobsbawms bedeutendste Arbeit. *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*, zwölf Jahre später erschienen, hatte etwas unverkennbar Elegisches, als bedaure der führende Historiker des neunzehnten Jahrhunderts, dass es zu Ende gegangen sei. Es war eine Epoche tiefgreifender Veränderungen, in der ein hoher Preis entrichtet wurde für die rasche Akkumulation von Reichtum und Wissen, aber auch eine Zeit voller Versprechungen und strahlender Zukunftsvisionen. Das neunzehnte Jahrhundert war »meine Epoche«, schreibt Hobsbawm in seinem jüngsten Buch. Er ist, wie Marx, ein glänzender Seziger verborgener Strukturen und lässt keinen Zweifel an seiner Bewunderung für die erstaunlichen Errungenschaften dieses Zeitalters.

Insofern ist es überraschend, dass er nun einen vierten Band über das »kurze 20. Jahrhundert« vorlegt.* Wie er im Vorwort schreibt, hat er lange Zeit einen großen Bogen um die Ära nach 1914 gemacht, und zwar aus den üblichen Gründen. Man ist zu nahe an den Ereignissen dran (Hobsbawm, Jahrgang 1917, hat die meisten persönlich erlebt), umfassende Einschätzungen liegen noch nicht vor, und für fundierte Interpretationen ist es noch zu früh.

Aber es gibt natürlich noch einen anderen Grund, den Hobsbawm gewiss nicht in Abrede stellen würde: Das zwanzigste Jahrhundert endete mit dem Zusammenbruch der politischen und sozialen Ideale und Institutionen, für die er zeitlebens gekämpft hat. Es ist eine düstere Ge-

* Eric Hobsbawm, *The Age of Extremes. A History of the World, 1914–1991*, New York 1995 (dt.: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, übers. von Yvonne Badal, München 1995).

schichte von Irrtümern und Katastrophen. Wie die anderen Vertreter einer bemerkenswerten Generation britischer kommunistischer oder ehemals kommunistischer Historiker (Christopher Hill, Rodney Hilton oder Edward Thompson) beschäftigte sich Hobsbawm mit der revolutionären Vergangenheit, und zwar nicht nur, weil die Parteilinie es praktisch unmöglich machte, offen über die jüngste Vergangenheit zu schreiben. Ein lebenslanger Kommunist und seriöser Historiker, der die Geschichte unseres Jahrhunderts interpretieren will, steht vor schier unüberwindlichen Hindernissen, wie sein jüngstes Werk unfreiwillig offenbart.

Gleichwohl hat Hobsbawm ein in vielerlei Hinsicht ungewöhnliches Buch geschrieben. Der erste Teil (»Das Zeitalter der Katastrophe«) umfasst die Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis zum Sieg über Hitler, der zweite (»Das Goldene Zeitalter«) ist eine Darstellung der Ära beispiellosen Wirtschaftswachstums und sozialen Wandels, die um 1950 begann und Mitte der 1970er endete und den »Erdutsch« auslöste, wie der dritte und letzte Teil überschrieben ist, in dem es um die letzten beiden Dekaden des Jahrhunderts geht. Jedes Kapitel hat ein eigenes Thema, das mit den entsprechenden historischen Details unterfüttert wird. Die vier Dekaden nach dem Attentat von Sarajewo porträtiert Hobsbawm als eine Welt, die »von einer Katastrophe in die nächste« taumelt, als eine Zeit von Elend und unvorstellbaren Schrecken, in der Millionen zur Flucht gezwungen wurden und das Kriegsrecht, in den vorangegangenen Jahrhunderten so mühsam erkämpft, einfach über Bord geworfen wurde. (Im Zweiten Weltkrieg kamen von 5,5 Millionen russischen Kriegsgefangenen etwa 3,3 Millionen ums Leben, eine Zahl, die, wie so viele andere Zahlen, älteren Generationen völlig unvorstellbar erschienen wäre.)

Das »Goldene Zeitalter« nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet Hobsbawm als den Moment, in dem für achtzig Prozent der Menschen das Mittelalter schließlich endete, eine Zeit dramatischer sozialer Umwälzungen und Verwerfungen in Europa und in der kolonialen Welt, die von den europäischen Mächten nun in die Unabhängigkeit entlassen wurde. Doch der explosive Erfolg des Kapitalismus in der Nachkriegszeit, der für beispielloses wirtschaftliches Wachstum sorgte und die Früchte dieses Wachstums immer mehr Menschen zugänglich machte, trug die Saat seiner Verfallserscheinungen schon in sich. Nicht umsonst hat sich Eric Hobsbawm immer wieder als erfahrener und kenntnisreicher marxistischer Interpret seines Forschungsgegenstands erwiesen.

Die Erwartungen und Institutionen, die durch rasche Expansion und Innovation in Gang gesetzt wurden, haben uns eine Welt mit nur wenigen erkennbaren Orientierungspunkten oder vertrauten Praktiken hinterlassen, eine Welt ohne Kontinuität und Solidarität unter den Generationen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Demokratisierung von Wissen und Ressourcen (einschließlich Vernichtungswaffen) und ihre Konzentration in unkontrolliertem Privatbesitz untergräbt die Institutionen der kapitalistischen Welt, die das erst ermöglicht haben. Eine Welt ohne kollektive Praktiken, Wertvorstellungen und Bestrebungen verliert die Orientierung, wird instabil und gerät in Krisen.

Kurzum, Eric Hobsbawms Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist die Geschichte des Niedergangs einer Zivilisation, die Geschichte einer Welt, die das Material und kulturelle Potential des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung gebracht und sein Versprechen verraten hat. In Kriegszeiten haben einige Staaten chemische Waffen gegen die Zivilbevölkerung eingesetzt (auch gegen die eigene, wie im Fall des Irak), die von unkontrollierten Marktkräften verursachten sozialen und ökologischen Probleme nehmen weiter zu, während das kollektive Bewusstsein gemeinsamer Interessen immer weiter abnimmt. »Der Niedergang der organisierten Massenparteien, klassenorientiert, ideologisch ausgerichtet oder beides, hat die wichtigste soziale Maschinerie beseitigt, durch die die Menschen zu politisch aktiven Bürgern wurden.« Auf kulturellem Gebiet ist nun alles »post«-irgendetwas:

postindustriell, postimperial, postmodern, poststrukturalistisch, postmarxistisch und dergleichen mehr. Dieses Präfix ist eine Art Begräbnis, eine offizielle Todeserklärung, ohne dass es Einverständnis signalisierte oder die Gewissheit böte, wie das Leben nach dem Tod aussieht.

Hobsbawms Darstellung hat oft etwas düster Prophetisches, doch das schmälert nicht ihre Qualität. Das »Zeitalter der Extreme« wird in gewohnt einfacher, klarer Sprache beschrieben, jargonfrei, unprätentiös. Seine Überlegungen kommen in verblüffend knappen und oft witzigen Formulierungen daher. Die politischen Auswirkungen des Ersten Weltkriegs fasst er in der Bemerkung zusammen, dass »keine der alten Regierungen zwischen Frankreich und dem Japanischen Meer sich halten

konnte«. Er erinnert uns an Hitlers abfälliges Urteil über die Demokratie: »Die einzige Demokratie, die er ernst nahm, war die britische, die er zu Recht als nicht völlig demokratisch ansah.« Hobsbawm verhehlt auch nicht, welch geringe Meinung er von der Neuen Linken der 1960er hatte:

Während junge Linke Mao Tse-tungs Strategie für den Sieg der Revolution propagierten – die Mobilisierung von Millionen von Bauern für den Kampf gegen die städtischen Hochburgen des Status quo –, verließen diese Millionen ihre Dörfer und zogen in die Städte.¹

Der Hinweis auf die Millionen Bauern macht deutlich, dass Hobsbawm, obwohl überzeugter Eurozentriker, einen sehr weiten Blick hat.² Seine unmittelbare Kenntnis namentlich von Lateinamerika bereichert seine Schilderung der Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, und sein Vergleich zwischen der polnischen Solidarność und der brasilianischen Arbeiterpartei, beides populäre Arbeiterbewegungen, die sich in den 1980ern als Opposition unter einem repressiven Regime verstanden, ist aufschlussreich. Er interessiert sich zwar mehr für den Süden als für den Osten (darüber später), ist aber nach wie vor vertraut mit der Literatur über die peruanische Linke und über neapolitanische Banditen (und mit den Menschen selbst) und kann über den sozialen und ökonomischen Wandel in rückständigen Gesellschaften daher kenntnisreich diskutieren. Und ebenso selbstverständlich zieht er die *Food and Food Production Encyclopedia* von 1982 heran, wenn er etwas über das Konsumverhalten sagen will.

Dieses Buch erinnert auch daran, dass Hobsbawm ein analytisch vorgehender Wirtschaftshistoriker ist. Besonders eindrucksvoll schreibt er über die Weltwirtschaftskrise oder die Folgen des Booms in der Nachkriegszeit, ohne dabei in militärische oder politische Diskussionen zu verfallen. Seine Darstellung der ökonomischen Absurditäten der sowjetischen Welt (»eine energieerzeugende Kolonie von entwickelteren Industrienationen – praktisch also ihrer eigenen Satelliten«) oder der sozialistischen Länder als »ein ziemlich archaisches, auf Eisen und Rauch beruhendes Industriesystem« ist entschieden besser als seine politischen Urteile über dieselben Gesellschaften.

Und seine Ausführungen über den Faschismus als Produkt der Weltwirtschaftskrise sind plausibler als die recht knappe Erörterung der politischen Gründe. Seine Darstellung des dramatischen Zusammenbruchs der kommunistischen Regime im Jahr 1989 grenzt fast an ökonomischen Determinismus. Was nicht heißen soll, dass Schuldenkrisen und Misswirtschaft nicht in erheblichem Maß zum Ende des Kommunismus beigetragen haben – ganz im Gegenteil. Aber Hobsbawm bewegt sich hier auf vertrautem Terrain, und dort will er auch bleiben. Seine Ausführungen über Entwicklungen im Westen seit 1974 werden dadurch jedoch umso überzeugender. Seine Analyse der langfristigen Probleme der Weltwirtschaft ist ebenso klar und plausibel wie seine Darstellung der Krise des Wohlfahrtsstaates, zu der es kam, als die politischen Kosten des wirtschaftlichen Abschwungs durch Steuererhöhungen der arbeitenden Bevölkerung aufgebürdet wurden.

Hobsbawm hat sich in all seinen Werken hauptsächlich mit langfristigen wirtschaftlichen Entwicklungen und allgemeinen säkularen Trends beschäftigt, aber *Das Zeitalter der Extreme* ist sein persönlichstes Buch. Es oszilliert zwischen distanziertter Interpretation und fast schon privatem Kommentar. Wenn Hobsbawm sagt, er habe sein Wissen über das zwanzigste Jahrhundert als »teilnehmender Beobachter« zusammengetragen, glaubt man ihm sofort.³ Die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg beschreibt er am Beispiel seines österreichischen Großvaters, der für seine fällig gewordene Versicherungspolice gerade einmal ein Getränk in seinem Stammcafé bekommt, und seine eigene Abscheu vor den städtebaulichen Scheußlichkeiten der 1960er kontrastiert er mit Kindheitserinnerungen an die »großen architektonischen Monamente der [Wiener] liberalen Bourgeoisie«. Seine Anmerkung, dass 1939 nichts auf ein baldiges Ende der Kolonialimperien hingedeutet habe, beruht auf seinen persönlichen Erinnerungen an eine Schule für kommunistische Studenten aus Großbritannien und den Kolonien.

Seine Ausführungen über den sozialen Wandel auf Sizilien, über Arbeitslosigkeit in São Paulo oder die Risiken der Einführung des Kapitalismus in China stützen sich auf Gespräche mit sizilianischen Banditen, brasilianischen Gewerkschaftern und chinesischen Parteifunktionären (nicht umsonst wird in seinem Eintrag im *Who's Who* unter Freizeitaktivitäten »Reisen« genannt). Als Fellow des King's College in Cambridge

kannte er Alan Turing, den tragischen Erfinder des Computers, und dank seiner kommunistischen Kontakte konnte er sich bei der Darstellung der florierenden Agroindustrie in der Emilia Romagna auf eine persönliche Stellungnahme des (kommunistischen) Bürgermeisters von Bologna stützen.⁴

Hobsbawm schildert seine persönlichen Erlebnisse mit entwaffnender Offenheit und Ehrlichkeit.⁵ Er zählt sich zu jener »aufmerksamen und bedingungslos ergebenen Menschenmenge«, zu der Castro stundenlang sprach. Er erinnert daran, dass Linke gern verdrängen, dass der Faschismus nach der Machtergreifung auf die Unterstützung ehemaliger sozialistischer und kommunistischer Arbeiter zählen konnte, und berichtet von einem Aktivisten der britischen KP, der ganz fassungslos war, wie gut es den Arbeitern in Coventry ging: »Wisst ihr, dass die Genossen dort oben Autos haben?«

Hobsbawm hat sich zuweilen geirrt, und das räumt er auch ein. Mehr als einmal drückt er seine Bewunderung für Journalisten aus, die Verhältnisse durchschauten, die er, der Marxist, nicht sah. Als vor vierzig Jahren ein China-Korrespondent der Londoner *Times* prognostizierte, dass der Kommunismus im 21. Jahrhundert überall verschwunden sein werde, ausgenommen in China, wo er sich in eine nationale Ideologie verwandelt haben werde, war Hobsbawm nach eigenem Bekunden schockiert. Heute klingt diese Vorhersage absolut plausibel. Gegen Ende seines Buchs weist er darauf hin, dass auch Marx sich geirrt habe: »Nicht immer stellt sich die Menschheit nur die Aufgaben, die sie lösen kann.«

Wenn die Stärken dieses Buchs auf seinem engagierten und persönlichen Charakter beruhen – dann gilt das auch für seine Schwächen, genauer gesagt für seine Schwäche, denn es gibt nur eine, die allerdings verschiedene Formen annimmt. Weil es die Geschichte von Hobsbawms eigener Zeit ist (die, wie er jüngst in der BBC erklärte, einer einzigen großen Sache gewidmet war), neigt er verständlicherweise dazu, die großen Konturen und Konflikte dieser Epoche so zu interpretieren, wie er sie selbst erlebt hat. Die Kategorien rechts-links, faschistisch-kommunistisch, fortschrittlich-reaktionär verwendet er sehr entschieden und im Grunde so, wie sie sich in den 1930ern präsentierten. Die tragischen strategischen Irrtümer der Kommunisten erkennt er ebenso an wie den erstaunlich ähnlichen Geschmack von faschistischen und kommunisti-

schen Führern und selbst die schiere Grauenhaftigkeit des Kommunismus als System. Er kommt aber nicht auf die Idee, das politische Lagerdenken der damaligen Zeit kritisch zu überprüfen und in Faschismus und Kommunismus mehr als nur gelegentliche und paradoxe Verbündete zu sehen.

Man kann wohl sagen: eine verpasste Gelegenheit. Der Spanische Bürgerkrieg ist für ihn noch immer »die einzige Sache, für die zu kämpfen selbst im Rückblick ebenso klar und plausibel erscheint wie 1936«. Aber genau deswegen verhindern der Spanische Bürgerkrieg und ganz allgemein die Kämpfe der 1930er ein radikales Nachdenken über die Illusionen, mit denen sie einhergingen.

Nirgendwo erörtert Hobsbawm, wie sich Stalin den Spanischen Bürgerkrieg zunutze machte, um unter dem Deckmantel der Unterstützung eines antifaschistischen Krieges mit diversen in- und ausländischen Gegnern abzurechnen. Er sieht auch nicht, dass das ganze Projekt der »antifaschistischen Einheit« nach den anfänglichen militärischen, ökonomischen und strategischen Katastrophen dem internationalen Kommunismus ein neues Image verschaffen sollte. Das zwanzigste Jahrhundert ist ohne einen Blick auf diesen radikalen Neuauftritt des Kommunismus (der nach 1943 in geringerem Umfang wiederholt wurde) nicht zu verstehen. Stattdessen stellt Hobsbawm die kommunistischen Denk- und Vorgehensweisen im Grunde so dar, wie sie seinerzeit verstanden und präsentiert wurden, selbst in seinen Formulierungen und Kategorien, weshalb von einer kritischen Analyse des Bolschewismus keine Rede sein kann.

Hobsbawm betrachtet die bolschewistische Revolution und das aus ihr hervorgegangene kommunistische Regime als »Entwicklungsprogramm für rückständige Länder« – ein Argument, auf das »Revisionisten« und andere Sympathisanten der Linken gern zurückgriffen, wenn sie erklären wollten, wie sich Lenins Revolution in Stalins Autokratie verwandeln konnte. Aber er überlegt nicht, ob es nicht auch und vor allem der erste und bedeutendste aller jener Staatsstreichs in der »dritten Welt« war (die er sonst so gut beschreibt), bei denen revolutionäre Modernisierer die Hauptstadt erobern und in einer rückständigen Gesellschaft die Macht übernehmen. Das mag nebенäglich sein, aber es ist wichtig. Indem er die bolschewistische Revolution nicht als »Putsch« bezeichnet, sondern wiederholt darauf hinweist, dass es eine von den »Massen« getragene Re-